

THE BREAKUP TOUR
DER SOUND UNSERER LIEBE

EMILY WIBBERLEY
AUSTIN SIEGEMUND-BROKA


THE BREAKUP TOUR

DER SOUND UNSERER LIEBE

EMILY WIBBERLEY
AUSTIN SIEGEMUND-BROKA

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Nina Restemeier

 aufbau taschenbuch

Die Originalausgabe unter dem Titel
The Breakup-Tour
erschien 2024 bei Berkley,
einem Imprint von Penguin Random House LLC, New York.



ISBN 978-3-7466-4109-6

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2024

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2024

www.aufbau-verlage.de

10969 Berlin, Prinzenstraße 85

Copyright © 2024 by Emily Wibberley and Austin Siegemund-Broka

All rights reserved including the right of reproduction

in whole or in part in any form.

This edition was published by arrangement with Berkley, an imprint of Penguin Publishing Group, a division of Penguin Random House LLC.

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was

hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

*Allen Swifties
und Miss Swift –
für Inspiration auf immer und ewig*

PROLOG

Riley

Es geht nichts über den Sound eines gebrochenen Herzens.

Ich weiche vom Mikrophon zurück, Erschöpfung tief in der Brust, rastlos summende Melodien im Kopf. Seit Wochen vertiefe ich mich auf der Suche nach Inspiration in die traurigsten Erinnerungen meines Lebens, in den größten Kummer. Dort werde ich finden, was ich brauche. Ich weiß es. Ich muss bloß zuhören.

Ganz ehrlich, ich bin frustriert. Nach fünfzehn Stunden im Studio erwarte ich, dass alles, woran ich gearbeitet habe, perfekt ist.

Doch im Gegenteil, nichts funktioniert. Der Refrain ist eingängig, aber flach, traurig, aber ohne Seele. Die Strophen haben keinen Höhepunkt, man spürt keine Dringlichkeit. Die Instrumentalpassagen sind ganz okay. Aber was ich gar nicht hinkriege, ist der Gesang. Es klingt, als würde ich irgendetwas vortragen, und nicht, als wäre ich *ich selbst*. Und so stehe ich hier und nehme die Vocals noch mal komplett neu auf. Doch je mehr ich mit dem Song ringe,

umso weiter entferne ich mich von der Musik in meinem Herzen, von den Lyrics, die darauf drängen, von mir in die Welt entlassen zu werden.

Ich wünschte, ich könnte es. Es tut mir echt weh, so sehr wünsche ich es mir. Dieser Song sollte mein Meisterstück werden. Er muss mein Meisterstück werden. Das hat er verdient.

Er hat es verdient.

Ich ächze verärgert, lockere im grellen Studiolicht meine Schultern. In der schallgedämmten Umgebung kann man leicht vergessen, dass es zwei Uhr nachts ist. Nichts verändert sich in diesem fensterlosen, sterilen Raum, in dem es kaum etwas außer Mikrofonen und der minimalistischen Einrichtung gibt. Normalerweise freue ich mich über die Leere, die fehlende Ablenkung, die Freiheit, meiner Inspiration nachzugehen.

Im Augenblick erinnert mich all das aber bloß an die Fortschritte, die ich eben nicht mache, daran, dass ich diesen Song einfach nicht fertig bekomme.

Ein Teil von mir möchte Feierabend machen, beinahe sehne ich mich nach dem unpersönlichen Komfort meiner Suite im Victory Hotel nahe des San Vicente und Sunset Boulevard, meinem Heim der letzten Monate. Hier in einer der wichtigsten Gegenden der Unterhaltungsindustrie von Los Angeles bin ich diskret abgetaucht, habe die Suche nach einem Haus aufgeschoben und mich stattdessen kopfüber in meine Musik gestürzt.

Ich konnte nicht anders. Was hätte ich nach meiner Scheidung sonst tun sollen?

Unsere Ehe endete mit einem Gerichtstermin, aber ich wusste, dass ich uns unvergesslich machen konnte. Unseren ganzen perfekten, peinvollen Untergang. Das Ende all dessen, was ich mir mit ihm erhofft, was ich mir erträumt hatte. Ich jagte der Verheißung *unseres Songs* nach, bis »One Minute« endlich fertig war.

Während ich meine Habseligkeiten in meinem alten Zuhause in Koffer stopfte, hörte ich mir das Demo in Endlosschleife an. Wieder und wieder. Und die Musik, die aus dem Kummer entstanden war, hielt mich vom Weinen ab. Mein Ex war nicht da, immerhin war er so nett, mich in Ruhe ausziehen zu lassen. Ich packte zum Rhythmus der Musik, und da – als ich es am wenigsten erwartete – kam mir auf einmal die Idee.

Stolz darauf, wie ich unsere Beziehung zu einem Song verarbeitet hatte, dachte ich mir, dies könne doch der Plan für das komplette nächste Album sein. Ich schlug dem Label das Konzept vor, und sie waren begeistert. Sobald ich anfang zu schreiben, konnte ich nicht mehr aufhören, es vereinnahmte mich völlig. Vom Schreiben ging es ans Aufnehmen, an vielen Tagen tat ich sogar beides.

Ich lebte förmlich im Studio von Stereosonic, verbrachte wilde, produktive Stunden, schliff endlos an den Songs, und oft schlief ich gleich hier auf der Couch. Wenn ich einer Inspiration hinterherjage, ist es praktischer, einfach auf den Kissen zusammenzusacken. Im Victory Hotel lieben sie mich dafür bestimmt.

Die Songs, die entstanden, gedachten jeder einer meiner Beziehungen. Ich arbeitete und arbeitete, bis sie genauso waren, wie ich sie haben wollte. Es war wie keine andere Produktion zuvor. Ich blieb

unnachgiebig, bis sie perfekt waren und ich in ihnen alles hörte, was ich mir vorgestellt hatte. Elf Songs.

Es war phantastisch. *Der Sound eines gebrochenen Herzens*. Und es lief so gut.

Bis jetzt.

Anfangs war ich mir nicht sicher, ob ich den Song, der es mir jetzt so schwer macht, überhaupt schreiben wollte. Unsere Beziehung liegt lange zurück, in jenem Teil meiner Vergangenheit, der bis heute privat geblieben ist. Sie hat keinen öffentlichen Wiedererkennungswert wie all meine anderen berüchtigten Affären und die Ehe. Sie ist nicht einmal eine Fußnote in der Geschichte der unzähligen Musiker und Filmstars, die ich geliebt und verloren habe.

Und dennoch habe ich beschlossen, ihn mit aufzunehmen, und zwar aus einem ganz bestimmten Grund.

Ich weiß ganz einfach, dass ich ihn von allen am meisten geliebt habe. Mit ihm hörte ich jede Harmonie, spürte ich den Zauber jedes wiederkehrenden Refrains. In ihn war ich unsterblich verliebt.

Und doch entzieht sich mir der Song, den ich für ihn geschrieben habe, noch immer. Aber erst wenn ich mit dieser Aufnahme fertig bin, wird das Album komplett sein. Seit ich den Text vor ein paar Wochen geschrieben habe, habe ich jede Menge Versionen aufgenommen – mit keiner bin ich zufrieden. Immer, wenn ich nicht weiterkam, schob ich es auf, lenkte mich ab, indem ich mich auf einen anderen Song des Albums konzentrierte.

Inzwischen sind mir die unfertigen Songs ausgegangen.

Verdammt, ich bin erschöpft. Meine Stimme ist rau. Der Rücken tut mir weh vom stundenlangen Hocken vor dem Studiomikrofon.

Mitten in der Nacht sind die Straßen West Hollywoods leer, und das Victory ist nur neun Minuten von hier entfernt. Ich stelle mir den kühlen Marmorboden unter meinen Füßen vor, die dünnen Vorhänge, durch die das Licht der Skyline hereinfällt und die Konturen der Möbel in einem sanften Grau-Weiß zeichnet. Die weiche Decke auf meinem California-King-Bett – das ist keine Einsamkeit, rede ich mir ein, sondern Unabhängigkeit.

Stattdessen gehe ich hinüber zur Studiocouch. Ich werde mir den Luxus, »zu Hause« zu schlafen, nicht gönnen. Nicht, wenn ich so gründlich versagt habe. Die Nacht im Tonstudio wird mich an das erinnern, was noch vor mir liegt.

Im dunkelsten Winkel meines Geistes lauert ein gefährlicher Gedanke. *Was, wenn ich nur elf Songs über gebrochene Herzen in mir habe?* Dieser Song ist mir unfassbar wichtig. Aber was, wenn das keine Rolle spielt? Was, wenn die letzten Monate mit der Scheidung und dem unerbittlichen Songwriting über Liebeskummer zu viel für mich waren?

Dieser Gedanke ist zu deprimierend, ich verdränge ihn sofort.

Allerdings brauche ich Schlaf. In diesem Zustand kann ich unmöglich noch etwas aufnehmen. Ich fühle mich elend. Geschlagen, frustriert, hoffnungslos. Ich fühle mich ...

Ruckartig setze ich mich auf.

Was, wenn das gerade die perfekte Stimmung zum Aufnehmen ist?

Obwohl alles in mir nach einer Pause verlangt, kehre ich zum Mikrophon zurück. Mein Herz rast. In diesem Album geht es um die größten Verletzungen meines Lebens, die Kämpfe, die Wunden der Liebe. Es ist der Hingabe und dem Scheitern gewidmet.

So muss es klingen, geht mir auf. Es muss wehtun.

Ich starte die Aufnahme. Nach so vielen Stunden, die ich hier verbracht habe, weiß ich genau, wie alles funktioniert, auch ohne die Hilfe von Produzenten und Tontechnikern, die um diese Zeit längst nach Hause gegangen sind. Über die Kopfhörer klingt das Piano in meinen Ohren.

Und dann fange ich an zu singen. Ich singe, als wäre es meine letzte Chance. Ich singe, als gäbe ich auf. Als verabschiedete ich mich.

Ich gebe alles, als wüsste ich, dass alles nicht genug ist. Als wüsste ich, dass ich niemals sein kann, was dieser Song braucht.

Es tut weh. So sehr.

Vor lauter Gefühl, das ich in jeden einzelnen Ton lege, werde ich davon überrascht, wie schnell drei Strophen, drei Refrains und eine Bridge vorüber sind. Die Musik endet, und der Rest ist Schweigen. Ich trete vom Mikrophon zurück, wische mir mit zitternden Händen über die Augen. Ich habe gar nicht gemerkt, dass ich zu weinen begonnen habe. Aber natürlich weine ich.

Die Stille im Studio lässt mich zögern. Mir ist die Inspiration ausgegangen, ich kann nicht mehr kämpfen, mir bleibt nichts außer einer zerbrechlichen Hoffnung. Und ich weiß nicht, wie ich es verkraften würde, wenn mir dieser Song das Herz bricht, genauso wie der Mann, der mich dazu inspiriert hat.

Ich spiele die Aufnahme ab, und der Song, an dem ich über Tage, über Wochen, ja Monate gearbeitet habe, erfüllt den Raum. Ich höre zu, lausche auf jedes Detail.

Er ist ... perfekt. Fucking perfekt.

Das war es wert, sage ich mir und gehe mit schweren Schritten zur Couch hinüber, denn wenn ich jetzt noch ins Hotel zurückführe, würde ich im Uber einschlafen. Alles, was dieser Song mir geben wird, wird den Schmerz aufwiegen, den ich hineingelegt habe.

Diese Aufnahme fühlt sich an, als könne sie alles verändern. Ein ganzes Leben. Unbestreitbar. Das wird mein Hit. Mein Vermächtnis.

Das war es wert, sage ich mir wieder, mein Schlaflied in diesem fensterlosen Raum. *Du warst es wert*.

Vier Monate später

KAPITEL 1

Max

Ich weiß noch genau, welcher Song an dem Abend, an dem mir das Herz brach, im Autoradio lief.

Ich steckte den Schlüssel ins Zündschloss, und im Inneren des gebrauchten Toyota Camry, den ich mir nach meinem Highschool-Abschluss für zweitausend Dollar gekauft hatte, erklang »Same Situation« von Joni Mitchell. Ich war dumm genug, mir einzureden, dass es mir gut gehe, und ließ den Song laufen, dabei wusste ich, dass er Teil der traurigen Erinnerungen dieses Tages würde. Ich fuhr über die leeren Freeways von Los Angeles nach Hause und spürte tief in meiner Magengrube, dass mich Jonis Stimme von nun an verfolgen würde.

Und deswegen schwebt heute, zehn Jahre später, mein Finger über der Tastatur meines Laptops, und ich bin nicht in der Lage, auf *Play* zu klicken.

Auf Spotify sehe ich Riley Wynns neues Album vor mir. Ich bin in

dem kleinen Gemeinschaftsbüro von Harcourt Homes, der Seniorenresidenz, die ich mit der Hilfe meiner Schwester führe. Ich sitze einfach da, allein, ohne die ausgedruckten Tabellen auf dem Schreibtisch zu beachten. Kälter als im Januar wird es im San Fernando Valley nicht. Die kalifornische Kühle umhüllt mich, dringt mir bis in die Fingerspitzen, erwartungsvoll, drängend. *Mach schon, Max, hör es dir einfach an.*

Ich weiß, was passieren wird, wenn ich den ersten Song starte. *Falls* ich den ersten Song starte. Die Stimme von Amerikas neuestem Pop-Liebling wird sich in meine Seele schleichen, wie nur sie es kann.

Ich sollte es mir anhören, das weiß ich. Auf *Play* klicken. Mich von Rileys Musik, ihrer Magie umgarnen lassen. Vor allem von »Until You«, dem unangefochtenen Song des Jahres. Bisher habe ich es geschafft, ihm aus dem Weg zu gehen, was nicht leicht war, denn er lauert hinter jeder Ecke im Labyrinth der immer gleichen Songs, die auf allen Radiosendern laufen.

Es ist mir nicht ganz gelungen, manchmal habe ich im Supermarkt oder beim Umschalten Fetzen davon aufgeschnappt. Und dann die Plakate. Wenn ich zur Arbeit fahre, ragt Riley über dem Sunset Boulevard auf. Sie trägt das gleiche Hochzeitskleid wie auf dem Albumcover, beobachtet verblüfft, wie Flammen am Saum ihres Schleiers lecken. Der *Rolling-Stone*-Newsletter mit ihrem Interview ist vor einer Woche in mein Postfach geflattert.

Und doch habe ich Rileys neuer Musik widerstanden, zumindest bis heute, als mir klar wurde, dass ich es nicht länger würde aufschieben können. Die Anziehungskraft war zu groß, aber von welchem

Himmelskörper, das weiß ich nicht. Nicht nur Sterne haben eine Anziehungskraft, auch schwarze Löcher. Als seien sie beides zugleich, starren mich Rileys Augen vom Bildschirm meines Laptops an.

Mein Zögern ist erbärmlich, ich weiß. Aber zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass nicht viele Menschen auf der Welt vor der gleichen Frage stehen wie ich, wenn es um Riley Wynns neues Album geht.

Wie hört man *The Breakup Record*, wenn es in einem der Songs um einen selbst geht?

Vielleicht sollten wir eine Selbsthilfegruppe gründen – ich und die elf anderen Menschen, denen Riley mit ihrer chartstürmenden zweiten LP ein Denkmal gesetzt hat. Denn das ist die packende, geniale Süffisanz dieses Albums – jeder Song darauf dreht sich um eine zerbrochene Beziehung in Rileys Leben.

Was bedeutet, dass sich unsere Collegeliebe in bester Gesellschaft von schlagzeilenwürdigen Promibeziehungen, kurzen Affären und ihrer skandalumwitterten Scheidung befindet. Neun Monate war ich mit der Frau zusammen, die eine der berühmtesten Sängerinnen der Welt werden sollte. Neun Monate, in denen ich dachte, Riley Wynn und ich gehörten zusammen wie Strophe und Refrain. Riley Wynn, deren Lippen mich entflammten, deren Lächeln strahlte wie Bühnenscheinwerfer, deren Lachen so viel in mir zum Klingen brachte.

Vielleicht bin ich ja gar nicht dabei, flüstert irgendein hoffnungsvoller Teil von mir. Vielleicht war unsere Beziehung ja gar nicht bedeutsam genug, um es aufs Album zu schaffen.

Wenn ich drüber nachdenke, weiß ich nicht, was schlimmer wäre.

Riley ist berühmt für ihre Trennungssongs. Berühmt oder berüchtigt, je nachdem, wen man fragt. Auf ihrem ersten Album ebenso wie auf den folgenden EPs – als sie schon bekannt, aber noch nicht der hellste Stern am Pophimmel war – waren es die Liebeskummersongs, die ihre größten Hits wurden.

Das ist leicht nachzuvollziehen. Selbst ich habe sie ein oder zwei Mal gehört, aus Nostalgie, vielleicht auch aus Masochismus. Oder einer Mischung aus beidem. Rileys kraftvolle Stimme, ihre minutiösen Kompositionen und ihre eindringlichen Texte zeugen von ihrem Faible für den Kummer oder das Glück am Ende einer romantischen Beziehung.

So entstand ihr Ruf als »The Breakup Queen«, der Königin der Trennungen, wie sie die Musikpresse nennt.

The Breakup Record ist eine Meta-Manifestation dieses Rufs, Kommentar und Selbsterkenntnis in einem. Es ist Rileys ureigenste Gabe, Missglücktes in Meisterwerke zu verwandeln, gescheiterten Beziehungen auf ironische Weise Tribut zu zollen und sie, sofern bedeutsam genug, in Songs umzuwandeln. Auch wenn ich so ziemlich das Gegenteil von geltungssüchtig bin, würde ich mich lieber von Rileys Songschreibtalent sezieren lassen, als mit der Schmach zu leben, der vergessene Ex zu sein.

Es gibt nur eine Möglichkeit herauszufinden, ob sie über uns geschrieben hat. Bloß – wie bereite ich mich darauf vor, wenn es sich anfühlt, als müsse ich in das Feuer auf dem Albumcover treten?

Melodien speichern Erinnerungen. Wie sonst nichts auf der Welt

beschwören sie Gefühle, Orte, Augenblicke herauf – wenn sich die Nadel auf dem Plattenspieler der Seele in die Rille hinabsenkt. Ich weiß noch genau, welcher Song lief, als ich zum ersten Mal geknutscht habe, was ich aufgelegt hatte, als ich nach dem Umzug in meine erste eigene Wohnung allein zu Abend aß, was im Radio gespielt wurde, als mein Vater mir steif mitteilte, ich würde Harcourt Homes führen müssen, weil er und meine Mutter dazu nicht mehr in der Lage seien.

Sobald ich sie höre, bin ich wieder genau in diesem Moment.

Und das Gleiche wird hier passieren. Wenn ich höre, was Riley über uns geschrieben hat, werde ich einen Teil meines Lebens von Neuem durchleben, von dem ich mir nicht sicher bin, ob ich über ihn hinweg bin, nicht einmal nach zehn Jahren.

»Hast du es schon gehört?«

Beim Klang von Jess' Stimme klappe ich den Laptop abrupt zu. Sofort schäme ich mich für meine Heimlichtuerei. Schließlich habe ich keine Pornos geguckt oder so.

Aber meine Schwester grinst. Sie hat die Tür gerade so weit geöffnet, um den Kopf hindurchzustecken. Die weichen kastanienbraunen Locken fallen ihr auf die Schultern. Das Funkeln in ihren grünen Augen verrät mir, dass sie nur zu gut weiß, durch welche Hölle ich gerade gehe. Wir sind ganz eindeutig Geschwister, ähneln uns in allen signifikanten Merkmalen – das perfekte Paar für so etwas wie die »Über uns«-Rubrik auf der Webseite einer Seniorenresidenz.

»Ich habe es gehört«, sage ich nüchtern.

»Lügner«, gibt Jess zurück und windet sich in gespielter Verzweif-

lung. »Na los, du musst es dir anhören und mir verraten, welcher Song über dich ist.«

»Du weißt doch gar nicht, ob einer davon über mich ist.« Ich verziehe das Gesicht, als mir klar wird, wie wenig überzeugend ich klinge.

Jess verdreht die Augen. »Äh, du und Riley, ihr wart verrückt nacheinander. Ich bin mir hunderttausendprozentig sicher, dass einer davon über dich ist. Ich tippe auf ...«, sie zuckt die Achseln und tut so, als würde sie einfach raten, aber ich weiß, dass das nicht stimmt, »auf >Until You<.«

Jetzt verarscht sie mich. Okay, vielleicht habe ich *einen* Song – aber ganz bestimmt nicht *den* Song. Die Lead-Single. Auf gar keinen Fall. Ich bin sicher auf den vorletzten Platz verbannt. Der Lückenfüller. Der es fast nicht aufs Album geschafft hätte.

»Ich bin mir sicher, >Until You< ist über diesen Typen.«

Jess schaut mich ungläubig an. »Wesley Jameson, ihren Ex-Mann? Er ist ein für den Emmy nominierter Schauspieler, der Schwarm des gesamten Internets. Er ist nicht einfach *dieser Typ*«, informiert meine Schwester mich mit vernichtendem Blick.

»Na ja, der halt.« Hitze steigt mir ins Gesicht. Ich weiß ganz genau, wer Rileys Ex-Mann ist. Keine Ahnung, warum ich so tue, als wüsste ich es nicht. »Jedenfalls ist der Song über ihn, sagen das nicht alle?«

Es ist nicht so, dass ich mich für Promitratsch interessiere. Aber wenn es um Riley geht, lässt sich das einfach nicht vermeiden. Riley hat die Art von Berühmtheit erlangt, dass Spekulationen über ihr Liebesleben zum nationalen Zeitvertreib geworden sind. Im Internet

sagen alle, dass es in dem größten Hit auf dem Album um Wesley geht, mit dem sie ganze drei Monate verheiratet war.

War ich überrascht, als Riley einen der heißesten Stars dieser Tage heiratete? Nein, absolut nicht. Riley ist ... alles. Sie ist hinreißend, klug, schlagfertig, kompromisslos. Sie braucht jemanden, der sie ergänzt. Der mit ihrem immerwährenden Strahlen mithalten kann.

Jameson war nur folgerichtig. Ein Bild von einem Mann – mit seinen scharfen, ebenmäßigen Gesichtszügen, die Augen auf jedem seiner zahlreichen Fotos markant zusammengekniffen. Wie Jess schon sagte, mit seinem dunklen, welligen Haar und der düsteren Ausstrahlung ist er unbestreitbar der Schwarm des Internets. Auf dem Bildschirm kommt er geradezu hypnotisch rüber, und er hat sich vom gebrochenen Kriminellen in einer HBO-Serie zum Star jeglicher Fan-Phantasien hochgearbeitet.

Von seiner Beziehung zu Riley war die Öffentlichkeit augenblicklich besessen. Fotos der beiden, auf denen sie bei irgendwelchen Benefizveranstaltungen oder Promipartys nah beieinanderstanden, wie er ihr etwas ins Ohr flüsterte, fanden den Weg ins Internet. Wobei das zu diesem Zeitpunkt noch keine Weltsensation war. Riley war noch nicht so bekannt wie jetzt. Tatsächlich war er der Berühmtere, und die kraftvolle Kombination aus Popularität und Prestige zog automatisch Gerüchte nach sich, über mögliche Filmrollen, über andere Frauen.

Die Fotos der beiden stachelten die Phantasie der Fans an – Rileys strahlende Freude, das Funkeln in Jamesons Augen. Der düstere Prinz, der sich das scharfzüngige Sternchen unter den Nagel gerissen

hatte. Jedes dieser Fotos sammelte mehr und mehr Retweets und Kommentare, bis Riley Wynn und Wesley Jameson irgendwann zu ikonischen Hauptfiguren auf der öffentlichen Bühne geworden waren.

Zwei Monate später waren sie verheiratet. Drei Monate später geschieden.

Das brachte die Unterschiede zwischen ihrem und meinem Leben perfekt auf den Punkt. Natürlich saß ich nicht bloß zu Hause auf der Couch und klickte mich durch Fotos von Riley und Wesley Jameson – auch ich hatte Beziehungen gehabt, sogar ein paar ernsthafte.

Und doch sind diese Lebensabschnitte in meiner Erinnerung auf irritierende Weise abgeschlossen. Sie sind so vollständig aus meinem Leben verschwunden, dass ich mir kaum noch vorstellen kann, wie viel Platz sie einmal darin eingenommen haben. Kendra, die einen Master in Design hatte und im Wahlkampfteam des neuen progressiven Bürgermeisters arbeitete, die Kräutertee und ihre Schwester liebte. Elizabeth, die Enkelin einer unserer Bewohnerinnen, die auf Arbeitsrecht spezialisiert war, L.A. noch nie gemocht hatte und davon träumte, nach Frankreich auszuwandern.

In dem Jahr, das ich jeweils mit diesen Frauen zusammen war, meinte ich es ernst, wenn ich sagte, dass ich sie liebe. Und doch klappte es einfach nie. Es passte nicht richtig.

Oder vielmehr passte *ich* nicht richtig. Ich muss die Verantwortung für das Scheitern dieser Beziehungen voll und ganz auf meine Kappe nehmen. Denn es geschah immer wieder das Gleiche: Sobald die

Rede darauf kam zusammenzuziehen, machte ich einen Rückzieher. Nicht sofort, aber unmissverständlich. Die Abendessen wurden stiller. Die Zukunft verblasste zu Ungewissheit. Ich spürte, dass irgend etwas fehlte – oder zumindest redete ich mir das ein. Jedenfalls machte es mir Angst, und ich ergriff die Flucht.

Derweil amüsierte ich mich einigermaßen mit jenen One Night Stands, die einem die richtige Kombination aus zerzausten Haaren und Brille bescheren.

Jess schaut mich verwundert an. »Du hast es wirklich nicht gehört, oder?«, fragt sie.

Ich stehe auf, das ist ihr Antwort genug. »Ich bin spät dran«, sage ich stattdessen und bemühe mich, nicht allzu genervt zu klingen. Wenn man mit der eigenen Familie zusammenarbeitet, ist es schwer, ihr aus dem Weg zu gehen, selbst wenn man möchte. »Ich werde im Speisesaal erwartet.« Ich dränge mich an Jess vorbei und hoffe, dass sie das Thema fallen lässt.

Was sie natürlich nicht tut.

»In einem der Songs geht es um dich, Max«, sagt sie.

Ich antworte nicht, trete hinaus auf den Flur in der ersten Etage. Die Neugier meiner Schwester ist ehrlich gesagt nicht überraschend. Jeder, der mich kennt – was außerhalb von Harcourt Homes, wo man nicht gerade die Charts verfolgt, nicht sehr viele sind –, fragt mich ständig, welcher der Songs über mich ist.

Ich rede mich damit heraus, dass ich es nicht weiß. Ich *will* es nicht wissen. Zehn Jahre reichen nicht aus, um über Riley Wynn hinwegzukommen. Vielleicht werden zwanzig reichen. Was singt Bruce

Springsteen noch gleich? Irgendwann werden wir bestimmt darüber lachen.

Ich gehe die breite Treppe in die Lobby hinunter und ignoriere die abblätternde Farbe, die neben dem Teppich vom Boden hochwellt. Details, die unseren Bewohnern nicht auffallen, zumindest hoffe ich das. Mich dagegen verhöhnen sie, erinnern mich vorwurfsvoll daran, dass es mir nicht gelungen ist, den Bedürfnissen der Einrichtung gerecht zu werden.

Harcourt Homes, früher die Aufgabe unserer Eltern, nun unsere, ist das Vermächtnis, das ich trotz seines Gewichts mit Stolz trage. Im Flachland des Valleys, nur wenige Minuten außerhalb von Los Angeles und doch so fern, sorgen wir dafür, dass sich das Leben der Bewohner nicht ändert. Unser Bestreben ist es, für Gesundheit, Wohlbefinden und Beständigkeit zu sorgen. Es ist ein Geschäft des Abwartens, des Ausharrens.

Des Ausharrens trotz der unerfreulichen Zahlen, die ich in den Papieren auf meinem Schreibtisch vor mir sehe, der Bilanzen des letzten Monats, die sich nicht vom Vormonat unterscheiden.

Ich habe sie durchgesehen, nach Kosten gesucht, die ich einsparen könnte, nach versteckten Optimierungsmöglichkeiten, die ich ausnutzen könnte, um diesem Ort zu geben, was er braucht. Aber ich habe nichts gefunden – abgesehen von der absolut grausamen Option, die Preise zu erhöhen, und das würden wir niemals tun. Es ist nahezu unmöglich, für den Ruhestand vorauszuplanen. Wenn jemand nicht richtig berechnet hat, für wie viele Jahre er sparen muss, arbeiten wir mit der Familie neue Raten aus, die darauf basieren, wie

viel sie zahlen können. Leider hat diese Praxis Harcourt Homes an den Rand des Bankrotts gebracht.

Ich wollte helfen. Deshalb habe ich mein Musikstudium abgebrochen und bin zu Betriebswirtschaft gewechselt. Und in den ersten paar Jahren half das tatsächlich, das Heim am Laufen zu halten. Erst angesichts der kontinuierlichen Abwärtsspirale verstand ich, dass es keine Lösungen für unsere Probleme gibt, und seitdem befinde ich mich in der prekären Lage, wo immer ich kann, die Kosten senken zu müssen.

Das schwerste Gespräch steht mir noch bevor. Wenn ich alle zusammenrommle und zugeben muss, dass wir Harcourt Homes nicht weiterführen können. Aber damit kann ich mich gerade nicht aufhalten.

Nicht, wenn das Klavier auf mich wartet.

In ein paar Minuten werde ich für alle spielen, für unsere Bewohner und deren Angehörige. Ich möchte nicht, dass sich die finanziellen Sorgen der Residenz in meinem Auftritt heute Abend niederschlagen, und das würden sie, wenn ich mich noch weiter mit der harschen Realität beschäftige. Alles, was ich empfinde, findet seinen Weg in meine Musik.

Musik ist der Atem von Harcourt Homes, der Lebensfunke in diesen Wänden. Ob ich die Flure mit Aufnahmen alter Klassiker beschalle oder beim Abendessen für die Bewohner spiele, die Musik hilft uns, die abblätternde Farbe des Lebens zu vergessen. Seit der Highschool habe ich kaum eine meiner sonntäglichen Klavierrevuen ausgelassen.

Im Speisesaal sehe ich lauter vertraute Gesichter. Die vier Achtzigjährigen, die immer ihre Navy-Mützen tragen, sitzen in einer Ecke. Keri isst mit Grant, die beiden sind unzertrennlich, seit sie festgestellt haben, dass ihre Namen zusammen einen alten Hollywoodstar ergeben. Imelda versorgt ihre geduldige Tochter mit Haustratsch – und davon gibt es weiß Gott genug. Ich durchquere den Raum und nicke den Bewohnern zu.

Ich setze mich an das alte Klavier und fühle mich zu Hause.

»Na endlich, Maxwell.«

Ich lächle, nicht überrascht. Das kommt von Linda. Natürlich sitzt meine Lieblingsbewohnerin direkt neben dem Klavier.

»Meine Kartoffeln sind schon kalt«, bemerkt sie gespielt vorwurfsvoll.

»Tut mir leid«, erwidere ich ernsthaft. »Wie wäre es mit ein bisschen Sinatra zur Wiedergutmachung?«

Linda lächelt großmütig, zufrieden, und ich fange an zu spielen.

Auf diesem Klavier habe ich das Spielen gelernt. Es ist bei Weitem nicht das beste Klavier, auf dem ich je gespielt habe, aber es ist mir das liebste. Sein voller Klang, die abgegriffenen Tasten – es ist perfekt. Die Unhandlichkeit dieses wunderbaren Instruments ist einer von mehreren Gründen, weshalb ich mit der Musik nicht weitergemacht habe, obwohl ich ursprünglich Klavier im Hauptfach studiert habe. Doch dieses Klavier kann ich nicht einfach einpacken und zu Auftritten mitnehmen.

Ich lege die Finger auf die Tasten, spüre die Wärme ihres Willkommens. Dieses Instrument ist ein Teil von mir. Meine Füße berühren

die Pedale, und ich fühle mich, als dehnte ich meine Beine vor einem Sprint. Ich beuge mich auf dem Hocker vor, und es fühlt sich an wie tief einzuatmen.

Ich beginne zu spielen, und das Klavier erwacht zum Leben.

Der Song fließt aus mir heraus, weht wie der Wind über die Anhöhen des zehn Minuten entfernten Mulholland Drive. »Come Fly with Me« ist eines der Lieblingsstücke der Bewohner, überschäumend schnell auf den Tasten und mitreißend synkopiert. Es klingt genau so, wie der Titel vermuten lässt, wie das Brausen eines Flugzeugs, das von der Startbahn abhebt.

Der halbe Speisesaal schweigt und lauscht. Die andere Hälfte unterhält sich weiter. Das stört mich nicht. Musik muss nicht alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie ist für diejenigen, die sie brauchen. Nicht jeder Song predigt von der Kanzel, manche Songs halten auch einfach vom Beifahrersitz aus deine Hand.

Ich spule mein Programm der Lieblingslieder der Bewohner ab, von Sinatra über Elvis bis hin zu Bobby Darin und Etta James. Wenn ich spiele, vergesse ich die Zeit und lasse mich von den schwerelosen Strömen der Melodien tragen. Ich bin vollkommen zufrieden. Alles andere tritt in den Hintergrund, die finanzielle Last von Harcourt Homes, meine einsame Wohnung, stets meine Freunde aus dem Musikstudium vor Augen zu haben, die es entweder geschafft haben oder ihren Traum für eine Familie und geregelte Jobs aufgegeben haben und dies ebenso erfüllend finden.

Ich vergesse den Hit, den ich möglicherweise inspiriert habe. Ich vergesse *The Breakup Record*. Ich vergesse ...

Nein, Riley vergesse ich nie.

Das Dessert läutet das Ende meiner Revue ein. Während das Personal Key Lime Pie nach dem Rezept meines Vaters serviert – mit dieser Limettentorte werden meine Eltern hier immer präsent bleiben, auch wenn sie sich längst in Palm Springs zur Ruhe gesetzt haben –, beende ich den letzten Song, stehe auf und verbeuge mich im spärlichen Applaus. Nicht alle Tische sind besetzt, bemerke ich mit Unbehagen in der Brust und erinnere mich daran, dass wir nicht voll ausgelastet sind. Aber ich kann keine weiteren Bewohner aufnehmen, solange wir kein Geld für mehr Personal haben.

Es ist erstaunlich, wie schnell mich der Stress wieder in seinen Klauen hat, wie schnell die erfrischende Leichtigkeit der Musik verpufft. Ich betrachte die Bewohner, die hier im Speisesaal ihr Abendessen genießen, und der Gedanke, sie alle enttäuschen zu müssen, ist unerträglich.

»Zugabe!«

Dieses eine Wort übertönt den Applaus. Es ist eine junge Stimme, die einer Frau, selbstbewusst und voller Humor.

Zu behaupten, sie irritierte mich, wäre die Untertreibung des Jahrhunderts. Mir bleibt das Herz stehen.

Ich schaue in die hintere Ecke, blinzle, bin überzeugt, dass ich haluziniere. Das Produkt meiner überreizten Vorstellungskraft, eine Folge all der Plakatwände, die ich heute Morgen auf dem Weg hierher gesehen habe, des langen Starrens auf das Albumcover bei Spotify.

Der Erinnerung an ihr leises Atemholen, bevor sie auf dem College die ersten Akkorde ihrer Songs anschlug.

Die Gestalt, die unauffällig neben dem Eingang zur Küche sitzt, ist wie eine Erscheinung. Mein Herz rast, Gefühle, die ich nicht benennen kann, schwellen an zu einer verbotenen Harmonie.

Ihre Haare sind sonnenblond gefärbt, doch die Ansätze sind dunkel. Sie trägt eine tiefschwarze Jeans, das schwarze Top, das sie in die Jeans gesteckt hat, schmiegt sich an ihren Oberkörper und lässt so viel Haut an ihren Seiten frei, dass ihre Brust eher sorglos bedeckt ist. Kein BH. Als wir noch zusammen waren, trug sie auch nie einen. Wenn sie sich zur Seite drehen würde, könnte ich das erste Wort der Gedichtzeile erkennen, die unter ihre Brust tätowiert ist. Von Mary Oliver, ihrer Lieblingsdichterin.

Who ever made music of a mild day?

Sie ist atemberaubend schön und sieht mich direkt an. Den Kopf kokett zur Seite geneigt, lächelt sie, als wüsste sie, dass sie direkt aus meinen Tagträumen kommt.

Ehrlich gesagt beschreibt »Tagtraum« nicht einmal annähernd die sinnesverändernde Wirkung, die sie auf mich hat. Sie ist eine Symphonie, wenn man ein Solo erwartet. Sie ist die ganze Pein meines gebrochenen Herzens. Sie ist mein erstes Lieblingslied.

In der Ecke des Speisesaals sitzt Riley Wynn und winkt mir zu.

KAPITEL 2

Riley

Die Seniorenresidenz hat sich nicht verändert. Ich erinnere mich an die Ausstattung, den Schnitt des Gebäudes, den Geruch. Jedes Detail der Anfahrt, die trockenen, geschwungenen Hügel, die das San Fernando Valley umgeben, alles ist mir vertraut. Ich erkenne sogar einige der Bewohner wieder, obwohl es fast zehn Jahre her ist, seit ich zuletzt hier war. Harcourt Homes ist ganz das Alte.

Max Harcourt dagegen nicht.

Als wir zusammen waren, kannte ich alles an ihm, jedes Detail, und nun springen mich die Veränderungen über die Jahre an. Seine Schultern sind breiter, die Kieferpartie ausgeprägter. Ein Bartschatten am Kinn, während er zu Collegezeiten stets glatt rasiert war. Das rotbraune Haar, das immer so unzähmbar wirkte, ist ordentlich kurz geschnitten.

*Hands lined with veins like highways on a map to my favorite places.
Granite-cut smile made for offering small graces.*

Ich verarbeite ihn zu einem Songtext, noch bevor ich überhaupt ein Wort mit ihm gewechselt habe. Aber das ist wahrscheinlich kein Wunder.

Auch seine Art, sich zu kleiden, hat sich verändert. Früher lebte er in T-Shirts und Jeans. Jetzt kombiniert er eine dunkelolivgrüne Hose in coolem Understatement mit einem grauen Shirt. Er trägt eine Brille mit runden Gläsern und zartem Metallrahmen.

Er ist noch attraktiver geworden, eindeutig. Zugleich ruft mir jede dieser Veränderungen in Erinnerung, dass wir noch halbe Kinder waren, Studenten im zweiten Jahr, als wir das letzte Mal miteinander geredet haben. Die zehn Jahre, die seitdem vergangen sind, haben mich verändert, inspiriert, verängstigt – und jeder einzelne Tag war ein Tag ohne Max. Jahrelang habe ich mich gefühlt, als spielte ich ausverkaufte Shows auf einer einsamen Bühne. Ich habe Lovesongs erlebt, die er nie gehört hat.

Ich will nicht so tun, als wären diese Jahre nicht einsam gewesen – in diesem funkelnden Leben, in dem ich stets nach neuen Höhen strebte und auf dem Weg dorthin bisweilen die Menschen verlor, mit denen ich sie teilen wollte. Die Tage flogen nur so vorbei, während ich davonrannte, vor Verletzungen ebenso wie vor Zweifeln. Irgendwann wichen die kleinen Clubs und Radiointerviews, mit denen ich angefangen habe, dem Leben, das ich heute führe: offizielle Termine bei *Billboard* oder YouTube, Fotografen, die mich vor dem Haus ablichten, in dem ich wohnte, als ich meinen ersten Vertrag mit einem großen Label abschloss, mein Name in der inzwischen allgegenwärtigen Schrift meines Logos.

Die Beziehungen, aus denen dann meine Songs wurden, bin ich nicht eingegangen, weil ich nicht mehr einsam sein wollte – es wäre ohnehin vergebens gewesen. Ich war mit Hawk, mit Kai, mit Wesley Jameson nicht zusammen, weil ich Max vermisste oder auf der Suche nach Gesellschaft war.

Ich war mit ihnen zusammen, weil ich wirklich, wirklich glaubte, dass es Liebe wäre. Es ist wohl ebenso sehr meine Begabung wie manchmal auch mein Fluch: die feste Überzeugung, dass jeder Traum in Reichweite ist und man nur die Hand danach ausstrecken muss. Ruhm. Talent. Liebe. Alles erreichbar, aus dem einzigen, unwiderlegbaren Grund.

Weil ich Riley-fucking-Wynn bin.

Riley Wynn, die laut ist, wenn sie liebt. Riley Wynn, die laut ist, wenn sie verletzt wird.

Riley Wynn, die vielleicht ein kleines bisschen Angst hat, dass sie glänzen muss, um gesehen zu werden, oder leiden muss, um gehört zu werden.

Alle sind überzeugt, dass mein Liebesleben deshalb so aussieht, wie es aussieht. In den Kritiken zu *The Breakup Record* habe ich den gehässigen Verdacht vernommen, ich würde meine Trennungen absichtlich herbeiführen, um umso großartigere Songs schreiben zu können. Die Leute sagen, ich sei so verrückt, meine Partner zu vergaulen oder sie kaltblütig in die Wüste zu schicken, damit ich mich anschließend am Mikrophon darüber ausheulen kann.

Natürlich ist das absolut lächerlich. In der Geschichte meiner gescheiterten Liebesgeschichten gibt es nichts Unechtes, da gibt es nur

echte Leidenschaft, gefolgt von echtem Kummer. Wenn ich singe, ist der Schmerz echt.

Sogar bei Max. *Besonders* bei Max.

Er mustert mich, Missklang in den Augen. Ich klatsche weiter, für meine »Zugabe«-Rufe ernte ich Blicke von meinen Tischgenossen. Zum Glück stimmt eine Frau weiter vorn mit ein, der Sprechchor nimmt Fahrt auf.

Mit Mühe wendet Max schließlich den Blick von mir ab. Er hebt die Hände, als ergebe er sich der Menge, und setzt sich zurück ans Klavier.

Als er zu spielen anfängt, spüre ich, wie mir vor stillem Entzücken die Knie weich werden. Der Song, den er ausgewählt hat, ist »It's Been a Long, Long Time«. Vielleicht ist es Eustaces oder Ethels Lieblingslied, vielleicht auch einfach Teil von Max' beeindruckendem Repertoire an Jazz-Standards, aber das glaube ich nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er auf mein Erscheinen in ebenjener Sprache antwortet, in der wir früher miteinander kommuniziert haben.

Ihn spielen zu sehen ist die reine Freude. In den letzten Jahren habe ich mit einigen der besten Livemusiker des Landes gespielt, aber keiner war wie Max. Wenn er sich in die Tasten versenkt, dann *ist* er die Musik. Als wäre Max Harcourt nur eine Erinnerung, eine schimmernde Gestalt widerhallenden Klanges an seiner Stelle. Er spielt die Songs nicht, er verkörpert sie.

Deshalb hatte ich mich in ihn verliebt – in der Nacht, als wir uns kennenlernten. Es war ein Uhr morgens, und er hatte sein Keyboard in den Aufenthaltsraum unseres Wohnheims gebracht. Später er-

klärte er mir, selbst wenn er mit Kopfhörern spielte, könne sein Zimmergenosse beim Klackern der Tasten nicht schlafen. Daher nahm Max sein Keyboard mit in den verlassenen Aufenthaltsraum, wann immer er sich zu einer nächtlichen Übungsstunde bemüßigt fühlte.

Doch in jener Nacht im September schlief ich dort auf der Couch, denn meine Mitbewohnerin hatte jemanden aufgerissen und vergnügte sich mit ihm in *meinem* Bett. Ich wachte auf – natürlich vom Klackern von Max' Tasten – und sah diesen in sich gekehrten Jungen mit Kopfhörern auf den Ohren, versunken in eine Melodie, die nur er hören konnte. Sein verlegenes Lächeln, als er bemerkte, wie ich ihn ansah, brachte mich dazu, auf der Stelle das Date abzusagen, für das ich am nächsten Abend verabredet war.

Wenigstens eine Sache an Max Harcourt hat sich also nicht verändert.

Er beendet den Song und erntet erneut Applaus. Ich klatsche mit. Der Mann neben mir nicht, er rammt seine Gabel in den Kuchen. Lächelnd beuge ich mich zu ihm hinüber. »Schmeckt es Ihnen?«

Er blickt auf, als hätte er nicht erwartet, angesprochen zu werden. Überraschung zeigt sich in seinen Augen, als er mich mustert, aber kein Erkennen. Ich weiß, dass ich auffalle, vor allem in einer Umgebung wie dieser. Trotzdem gehe ich jede Wette ein, dass mich hier niemand kennt.

»Es ist köstlich«, sagt mein Tischnachbar. Der beeindruckende Schnurrbart unter seiner Brille bewegt sich ausdrucksstark bei jedem Wort. »Hanks Key Lime Pie ist einer der Gründe, weshalb ich mich für diese Residenz entschieden habe.«

Ich setze meine charmanteste Stimme ein. »Darf ich mal probieren?«

»Es kommt nicht alle Tage vor, dass ich meinen Nachtschisch mit einer schönen Frau teilen darf.« Er schiebt mir seinen Teller rüber.

Ich bin überzeugt davon, dass nichts so viele Erinnerungen wachrufen kann wie Musik. Aber hausgemachte Key Lime Pie kommt nah heran. Beim ersten Bissen der Cremefüllung vom Teller meines Tischgenossen ist alles wieder da: die Abendessen in genau diesem Saal und das süße Gefühl, so etwas wie ein zweites Zuhause gefunden zu haben.

»Kommen Sie, ich wette, als Sie jung waren, haben Sie sich oft Pies geteilt«, sage ich. Schon immer habe ich mich gern mit Fremden unterhalten. Ich mag für meine Trennungssongs bekannt sein, doch eine meiner liebsten Erkenntnisse, die ich durch meine Arbeit gewonnen habe, ist, dass man die Inspiration überall finden kann. Und wenn man das einmal verstanden hat, braucht man nur seinen Instinkten zu folgen. Einen Song zu schreiben ist wie eine Geschichte zu erzählen. Und wir alle befinden uns mitten in der Geschichte unseres Lebens, tragen also alle Songs in uns, in der einen oder anderen Form.

Du brauchst nur zuzuhören.

Er setzt sich ein wenig aufrechter hin. In der Art, wie er die Schultern strafft, ist Stolz zu erkennen. »Das kann man wohl sagen«, fängt er an, als wolle er das näher ausführen.

Doch wir werden von Max' Stimme unterbrochen.

»Riley.«

Mein Name aus seinem Mund klingt schockierend vertraut und ist doch in Zurückhaltung gehüllt. Es ist eine halb vorsichtige, halb gewöhnliche Begrüßung.

Ich bin diejenige von uns beiden, die von diesem Flashback-Schleudertrauma weniger überrumpelt wird. Max hatte keine Ahnung, dass ich hierherkommen würde. Zugegebenermaßen hätte er dieser Tage meine Stimme leichter hören können als ich seine, dennoch bezweifle ich, dass er das oft getan hat.

Er hat die Augen auf mich gerichtet, doch ich kann nicht erkennen, was hinter dem perfekten Grün vor sich geht.

»Max, kennen Sie diese junge Dame?«, fragt mein Tischgenosse.

»Hab ich mal«, antwortet Max. Seine Antwort ist nicht frei von Emotionen, im Gegenteil, vielmehr klingt es, als versuche er, sämtliche Gefühle der Welt zu unterdrücken. »Was machst du hier?«

Ich zucke lächelnd mit einer Schulter und lehne mich auf meinem Stuhl zurück. Der Mann neben mir beobachtet uns fasziniert. Zu seinem Glück muss ich aus allem ein Spektakel machen, ich kann nicht anders.

»Ich esse Pie«, sage ich zuckersüß und nehme noch einen Bissen.

Max starrt mich einen Moment an, dann scheint er meine Antwort zu akzeptieren. »Sag Bescheid, wenn du sonst noch etwas brauchst.« Er wendet sich zum Gehen.

Na toll. Ich hätte wissen müssen, dass Max auf mein Spielchen nicht eingehen würde. »Entschuldigen Sie mich«, sage ich zu dem Herrn neben mir.

Eilig stehe ich auf und folge Max aus dem Speisesaal. Seine Schritte

sind falsch, doch ich lasse mich nicht auf den Gedanken ein, dass er absichtlich vor mir fliehen könnte. Er ist einfach mit seiner abendlichen Vorstellung fertig. Hat genug anderes zu tun.

»Max«, halte ich ihn auf. Meine drängende, fast schon flehende Stimme ist mir unangenehm. »Können wir reden?«, frage ich jetzt sanfter.

Er sieht mich an. »Dann bist du also nicht nur wegen des Pies hier«, erwidert er. Es ist eine Feststellung, keine Frage. Aber ich wage nicht zu hoffen, irgendeine Art von Scherz herauszuhören.

»Nein«, bestätige ich. »Bin ich nicht.«

Er mustert mich für einen langen Moment. Ich kenne diesen Blick, so hat er immer die Linien, die Noten, die Pausen neuer Musikstücke angesehen. Er liest mich wie ein Notenblatt.

Ich frage mich, was er hört. Bin ich eingängig, lieblich wie unsere schönsten Erinnerungen oder melancholisch – oder einfach irgendeine Melodie aus seiner Jugend? Dass ich der Ohrwurm bin, den er nicht aus dem Kopf bekommt, wage ich nicht zu hoffen.

»Komm mit«, sagt er schließlich. Ich hatte befürchtet, er würde abweisend sein, aber das ist er nicht. Er wirkt zwar nicht begeistert, doch falls er jemals einen Groll gegen mich gehegt hat, scheint er der Vergangenheit anzugehören.

Ich nehme ihm auch nichts übel. Dabei hätte ich allen Grund gehabt, immerhin war seine Entscheidung der Hauptgrund für das Ende unserer Beziehung. Aber das habe ich nie. Bis heute nicht. Ich könnte ganze Notizbücher über Max Harcourt füllen, so viele Worte, zu einem herzerreißenden Stück Poesie verdichtet, und nicht eines

davon wäre aus Feindseligkeit geschrieben. Er ist nicht mein Feind, auch nicht bloß mein Ex.

Er ist mein Mysterium.

Die Frage, warum er gegangen ist, hat sich die letzten zehn Jahre am Rande meines Bewusstseins rumgetrieben. Dabei habe ich seine Wahl schon immer verstanden, allerdings nicht, *warum* er sie getroffen hat. Es bleibt mir ein Rätsel, das ich verdrängen ebenso wie ich es ignorieren oder zu einem Song verarbeiten kann. Lösen kann ich es bis heute nicht.

Als ich ihm in die Lobby folge, bemerke ich, dass der Rezeptionstresen, an dem seine Mutter Ruth früher die Besucher empfangen hat, unbesetzt ist.

Der Anblick macht mich traurig. Anscheinend ist in den zehn Jahren, die ich nicht mehr hier war, doch nicht alles beim Alten geblieben. Ich hoffe, es geht ihr gut.

Wir gehen die Treppe hinauf. Auch wenn Harcourt Homes ziemlich genauso aussieht, wie ich es in Erinnerung hatte, macht es mir zu schaffen, wie sehr sich die Bedeutung dieses Ortes für mich verändert hat.

Denn Harcourt Homes ist der Grund, warum Max mich verlassen hat. Es ist nicht bloß sein Arbeitsplatz. Er ist zu diesem Ort geworden. Ich sehe die Abnutzungsspuren auf der ausgebleichten Farbe, und es kommt mir vor, als würde ich die Verkörperung von Max selbst betreten und die Flure seines Herzens entlanggehen.

Auf unserem Weg nach oben wirft er mir keine freundlichen Blicke zu, beginnt auch kein Gespräch. Ich bemühe mich, seine Gleichgül-

tigkeit nicht zu nah an mein Ego heranzulassen. Natürlich habe ich in all den Jahren immer mal wieder nach ihm gesucht, aber er ist kein Typ für Social Media. Vielleicht ist er verheiratet, und es ist ihm unangenehm, mich wiederzusehen. Vielleicht war das, was wir miteinander hatten, nur eine von zahlreichen romantischen Geschichten in seinem Leben.

Vielleicht hat es ihm nicht das Gleiche bedeutet wie mir.